

Nr. 248. Bromberg, den 26. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von **Margaret Laube.**

17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Susanne hat sich eine andere Wirkung versprochen. Sie greift nach Veras Schultern und schüttelt sie: „Zurückgeholt! Vom Versatzamt! Eingelöst! — Von meinem Gehalt! Das tut gut, Vera, das hebt das elende kleine Ich! Selbst zurückerobert! Mein Löwenjunges!"

Sie zieht den Mantel langsam und genußsüchtig aus und legt ihn über einen Stuhl. „Er war ganz ohne Bedeutung für mich, als ich ihn bekam: im Dutzend mit einer ganzen Ausrüstung für die Fahrt nach Sizilien. Er besaß keinen Wert. — Jetzt ist er mir vier Wochen Aufstehen wert, morgens um sieben, das beglückte Grinsen für Doktor Merows Patienten, eine Woche Überstunden an Ersatzzähnen, den weißen Kittel! — Heute habe ich zum erstenmal assistiert, Paste angerührt für eine Füllung, Vera. Es war eine solche Hetz, daß der gute Merow nicht allein fertig werden konnte. Mir war rekrutenhaft zumut, als er kommandierte: provisorische Füllung, ziemlich weich! — Vera, ich stand hinter seinem Rücken und rührte wie um mein Leben! Das Opfer im Stuhl ahnte natürlich nicht, welche wichtige und heilige Handlung dieses Rühren im Porzellantiegel für mich war. Sonst wäre es gewiß getröstet gewesen! — Seltsam, Vera: ich mag bei Merow sein. Jeden Tag lerne ich etwas Neues: Instrumente kochen, Goldbrücken einpassen, Rechnungen schreiben!" Sie wandert rasch auf dem kleinen Raum zwischen Tisch und Klavier hin und her. „Was spielt ihr heute?"

„Wir spielen heute gar nicht. Jo kommt nicht. — Hoffentlich tut es dir nicht leid, daß du gekommen bist, Susanne. Ich konnte dich nicht mehr benachrichtigen."

„Welche Idee, Vera! Warum soll es mir leid tun? Du bist doch da!"

Vera lächelt schwach und schiebt nun endgültig zwei Tassen vor den Sofaplatz. Die dritte verschwindet hinter der Gardine auf der Fensterbank, sie klirrt ein bißchen in ihren Fingern.

„Was ist denn dazwischengekommen? Gestern abend wußte er doch noch nichts?"

Draußen klappt eine Tür laut zu, eilige Schritte klingen auf dem Korridor. Vera antwortet auf Susannes Frage nicht gleich, sie scheint zu lauschen. Dann kracht die Etagentür ins Schloß. Vera fährt zusammen und sieht Susanne erschrocken an. In ihren Augen stehen große Tränen.

„Was hast du, Spatz? Warum bist du so verstört?"

Es ist nicht sehr geschickt von Susanne, Vera in diesem Augenblick Spatz zu nennen. Die Tränen schießen zwischen den langen Wimpern hervor. Susanne legt ihren Arm um die schmalen Schultern:

„Man soll um keinen Mann weinen, Vera. Oder hast du einen anderen Kummer? Im Geschäft? Kannst du es mir nicht sagen? — Wo ist Jo? Weißt du es?"

Vera nickt. Ihr Schluchzen hört auf. „Er ist bei seinem Bankdirektor. Er wird dort neuerdings häufig eingeladen. Jo hofft, daß der Direktor ihn fördert und pflegt diese Verbindung, obgleich er nicht gern hingeht. Er sagt, die Leute sind Bildungsprotzen. Es sind drei Töchter da. — Muß es gerade Jo sein?"

„Vermutlich muß es Jo sein, Kleines. Denn er ist das, was viele Leute eben nicht sind: intelligent. Aber laß ihn doch hingehen. Besonders wenn es ihm nützen kann. — Oder fürchtest du, sie fischen nach ihm für eine der drei Töchter?"

Vera weiß es nicht. Aber sie sieht sehr unglücklich aus. Außerdem schämt sie sich entsetzlich ihrer Schwäche. Sie macht einen mutigen Versuch, zu lächeln. „Es ist rücksichtslos von mir, Susanne, dich mit dieser Geschichte zu empfangen. Ich glaube, ich bin nervös. Im Geschäft war heute so viel los. Die Reissaison hat eingesetzt, dann jagen sich die Kabeltelegramme. Willst du schon Tee haben?" Sie gießt die beiden Tassen voll, dann beugt sie sich vor zu Susannes Mantel und streichelt über das helle Fell. „Der liebe kleine Löwe! Darf ich?" Sie nimmt ihn auf und zieht ihn an, hält den Kragen oben am Kinn zusammen und lächelt Susanne an.

Susanne ahnt, was die kleine Komödie sie kostet. „Entzückend, Vera. Du mußt auch einen haben. — Kannst du dir zum Winter einen kaufen?"

„Noch nicht", sagt Vera, sie sieht auf einmal wieder sehr gleichgültig aus. Sie hängt den Mantel an einen Türhaken. Ihre Gedanken sind schon wieder auf einer qualvollen Wanderung.

In Susanne kommt eine Verstimmung hoch. „Du kannst aber einen Freund doch nicht anschmieden, Vera!" ruft sie ziemlich schroff.

Veras Mund zuckt. „Nein. Ich kann ihn nicht anschmieden."

„Eifersucht ist Besitzerwut, Vera. Wie kommst du, ein modernes, tüchtiges Mädchen, zu dieser Eifersucht?"

„Ich bin nicht eifersüchtig, Susanne. Ich habe nur Angst."

„Wovor?"

„Vor dem Alleinsein. — Du scheinst mich nicht zu verstehen, Susanne."

Susanne überlegte. „Ich war allein, gewiß. Es war alles andere als schön. Und als ich euch traf, freute ich mich riesig. Ich möchte euch nicht wieder entbehren. Aber Angst? Nein."

Veras Herz schnürt ein furchtbarer Gedanke zusammen. Wenn Susanne ihre Angst nicht begreifen kann, wird sie sich nicht viel dabei denken, nach Jo zu greifen. Sie tut es jetzt schon. Vielleicht ist es nur Spielerei. Aber Vera erkennt das Spiel mit der Hellsichtigkeit des um seinen Besitz Zitternden. Susanne will Jo nehmen. Und Jo ist ein Mann wie alle —

„Dann liebtest du niemals einen Menschen."

„Vermutlich nicht. — Laß mich mal nachdenken!"

„Oh, wenn du nachdenken mußt, Susanne!"

„Ja, ja, da war einer. Der hat mir gefallen. Larassée. Du siehst, ich behielt sogar seinen Namen. Er hatte wunderschöne Hände und einen sehr interessanten Mund. Aber er wollte eine Situation im Schlitten für sich ausnutzen. Da haßte ich ihn. — Nein, ich liebte wohl nie jemand."

„Aber du bist geliebt worden, Susanne, ich kann es mir denken, wie oft!"

„Bewahre, Vera. Sie liebten alle nur mein Geld."

Vera schüttelt den Kopf. „Susanne, das redest du dir ein. Reizvolle Frauen werden viel geliebt."

„Bin ich reizvoll — wirklich, Vera? Ich galt als Kind für häßlich. Häßlich und boshaft. Später merkte ich ja, daß Mama mich für gefährlich hielt. Mach kein so entsetztes Gesicht, Kind. Du hast wohl eine andere Mutter gehabt. Aber Mama fürchtete mich tatsächlich. Weil Jugend Trumpf ist. Nicht etwa, weil ich hübscher war. Mama sah immer sehr gut aus."

Sie ist aufgestanden und steht vor dem Spiegel am Waschtisch. Das unbändige Haar ist gefallen, es liegt jetzt männlich kurz und in festen Büscheln auf dem Schädel, der sich lang und schmal auswölbt. Die Stirn ist noch immer breit über dem Gesicht, das mager, aber straff und sehr jung aussieht. Und den beweglichen Mund hat nichts beugen können. Die fatalen Linien, die die bösen Sommerwochen dort eingruben, sind wieder verschwunden. Ein unbeugsames, entschlossenes Gesicht . . .

Vera empfindet es, und Susanne auch. Sie betrachtet mit Genugtuung ihr Spiegelbild. „Meinst du wirklich, daß sich jemand in mich verlieben könnte? In meine Person? In dieses Gesicht?" Sie dreht sich hastig um. „Wenn ich glauben könnte. wenn mir das begegnet — —" Nein, sie kann Vera ja nicht sagen, daß dann ihre Revolution ihr eine ungeahnte Frucht bringt. Daß sie dann zum erstenmal einem Mann glauben kann, ohne das Gift des Mißtrauens. — —

Vera steht eiskalt vor ihr. Sie greift nach Jo. Keiner wird sie hindern können. In Susannes Augen ist Jo frei. Warum soll sie nicht den Freund Veras gewinnen wollen?

Sie sinkt mit hängenden Schultern auf den Klaviersessel.

„Ja, spiel etwas!" bittet Susanne. In ihrer Stimme zittert ein ungeheurer, sie berauschender Lebenshunger.

Während Vera spielt, träumt Susanne mit brennenden Augen. Vor dem hellen Fensterausschnitt steht Veras zartes, fremdartiges Profil, es neigt sich den Tasten zu, schwebt schattenhaft mitten in Susannes aufrührerischen Gedanken.

Sie hört nicht mehr, was Vera spielt, das Gehör ist völlig ausgeschaltet, in ihrem Kopf spielt ein Netz aufzuckender Einfälle — Veras alte Wirtin hat nur die eine Mieterin, — Vera raucht keine englische Shagpfeife, — es war ein großer, langer Schatten, — hatte er einen dichten, nach hinten stehenden Schopf? — Nein, sie phantasiert, — das konnte sie nicht erkennen, — seltsam, daß sie nicht sofort gefragt hat, — warum fragte sie nicht?

Jo wohnt ziemlich entfernt von hier. Aber sie waren noch nie in seinem Zimmer. Es soll häßlich sein. — Sie trifft ihn aber nie unterwegs, wenn sie zu Vera kommt. —

Das alles ist Unsinn. Es geht sie nichts an. Was geht es sie an, ob Jo hier bei Vera war, bevor sie kam?

Aber wo ist er geblieben? Und warum verschwand der Schatten so hastig?

Sie schleudert sich das Wort Indiskretion zu. Aber es hilft nichts mehr.

Jo besucht Vera. Und sie sind heimlich dabei. Sie haben ein Geheimnis, sie braucht ihnen gegenüber kein schlechtes Gewissen zu haben. —

Als Vera endlich aufhört und sich fragend nach Susanne umsieht, in dem kleinen Gesicht wieder beruhigt und eingewiegt von ihrer geliebten Musik, hat Susanne heftige Kopfschmerzen und verabschiedet sich einsilbig.

12. Kapitel.

Während Jo Kohlschreiber an den auf- und zuklappenden Türen des Vorortzuges entlanggeht, stutzt er. Dann steigt er in ein Abteil dritter Klasse. „Sind Sie das wirklich, Susanne? Ich erkenne Sie immer noch nicht ohne den Goldhelm."

Er streckt die langen Beine zur Seite aus. Sie sind allein. „Veras Werk." Sie fährt mit der Hand über den Knabenscheitel. „Sie arbeitet unermüdlich daran, mich einzureihen."

„Ja, sie schrubbt so lange herum an dem fragilen, alten Kunstwerk, das Sie sind durch Rasse und Erziehung, bis Gold und Farben herunter sind."

„Sie sind ungerecht, Jo. Sie macht es richtig. Ein Zahnarztfräulein darf nicht aussehen wie eine Operettendiva."

Jo scheint irgend etwas mit den Schultern davonschieben zu wollen. „Ihnen wäre es lieber, wenn ich die Maitresse irgendeines Börsianers würde, ich weiß", sagt Susanne böse.

„Ja. Wäre mir lieber. — Aber ich bin ja ein bißchen verrückt. Das geruhten Hoheit mir bereits in der ersten Minute unserer Bekanntschaft zu sagen. — Erinnern sich Hoheit noch?"

Susanne muß lachen. „Ich glaube, Sie klopften mir Schnee ab, der gar nicht da war. War es nicht so? Und nannten mich Salomé. Ich glaube, es war einigermaßen berechtigt von meiner Seite, Sie — etwas ungewöhnlich zu finden."

„Jetzt nennen Sie das ungewöhnlich, damals sagten Sie einfach verrückt. — Offen gestanden, Susanne, Sie gefielen mir damals eigentlich besser. Sie waren mehr aus einem Guß. Sie hatten mehr Ursprünglichkeit. Sagten, was Sie dachten. Jetzt werden Sie so vorsichtig."

Susanne sieht an ihm vorbei zum Fenster hinaus, wo es herbstlich stürmt und große weiße Wolken sich mit grauen, die hagelbeladen aussehen, jagen.

„Sie sind ein richtiger Satan, Jo."

„Ich liebe nicht die Stillen, die im Dutzend gehen. Diese Eingeordneten. Keiner soll sich abfinden. Ich finde mich auch nicht ab."

„Hatten Sie Ärger, Jo?"

Er hebt die rechte Hand auf und läßt sie auf sein Knie herunterfallen. Die Geste spricht deutlich. „Ich mag nicht mehr, Susanne."

Susanne fühlt das Bedürfnis, Veras Stelle einzunehmen. „Sie haben keine Geduld. Sir irren sich, wenn Sie glauben, daß ich über meine Zahnplomben und über die hundertachtzig Mark Gehalt glücklich bin. Ich bin über etwas ganz anderes glücklich. Und wenn Sie nicht rot sehen würden vor Wut, dann wissen Sie es auch."

„Wie lange haben Sie schon Geduld, teuerste Salomé? Und wie lange werden Sie sie noch haben? Mir scheint, es handelt sich um ein kleines halbes Jährchen. — — Hocken Sie mal zehn Jahre zwischen Aktien, Kupons und Depositenbüchern, und dann sprechen Sie mir von Geduld! Nachts hört man so etwas rauschen zuweilen wie den kastalischen Quell, ganz ferne, ganz weit! Viel zu stumpf geworden, um ihn noch mit den Händen auffangen zu können.

Für Poeten ist wenig Platz hier. Meinetwegen. Das will ich einsehen. Dann will ich aber wenigstens Bankdirektor sein oder Bankier, oder Finanzminister, oder einfach ein reicher Kaufmann — — aber was verstehen Sie davon? Sie haben ja keinen Ehrgeiz."

„Warum greifen Sie mich an? Sie kennen mich ja gar nicht. — Wo ist Vera?"

„Vera hat Sonntagsdienst. Ausnahmsweise. Es werden wichtige Telegramme erwartet. — Ich will hinaus an die Elbe und mich austoben. Draußen an den hohen Ufern von Wittenbergen reißt der Wind an den Kiefern."

„Sie konnte es nicht ablehnen, hinzugehen?"

„Das tut Vera nicht. — Sehen Sie, es ist nicht leicht, Vera kennenzulernen, Susanne. Sie sieht zerbrechlich aus und manchmal sogar unterwürfig. Aber das ist nur die Oberfläche. Sie ist beides nicht. Sie ist hart wie eine Efeuranke. Und sie geht nicht aus Unterwürfigkeit am Sonntag in dieses Kontor, sondern aus Stolz. Sie erträgt keinen Vorwurf, auch keinen stummen. — Vera ist viel mehr als die Leute ahnen, die ihr nur flüchtig begegnen."

„Sie hat einen beredten Anwalt in Ihnen. Ganz unnötig, Jo. Ich hielt sie nie für Durchschnitt. Woher stammt Vera eigentlich?"

„Aus dem Baltikum. Aus Riga."

„Also doch Russin."

„Nicht eigentlich Russin. Nur soweit, wie das Kind die Eindrücke der Mutter erbt, die sein Entstehen und Wachsen beeinflussen. Ihre Eltern waren Deutsche."

„Vera hat etwas Asiatisches. Meine Beobachtung stimmt überein mit dem, was Sie sagten. Zäh. Demütig. Komprimierte Weiblichkeit."

Jos unzufriedenes Gesicht ist jetzt ganz glatt und ruhig. „Vera lehnt sich nicht so heftig gegen das Steckenbleiben, gegen dieses Proletarierdasein, was wir führen, auf, weil sie jahrelang durch die Schrecknisse der russischen Revolution gegangen ist als Kind. Für sie ist die Sicherheit hier schon eine fette Weide. Begreiflich."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der ins Irrenhaus wollte.

Die Flucht durch den Abwässerkanal. — Ein Ausbrecher, der Ausdauer hat. — Der Sträfling in der zugenagelten Kiste.

Von Herbert Hünecke.

Abenteuerliche Fluchtversuche — ob wahr oder nur erdacht — haben den Novellisten stets gefesselt, weil sie ihm dankbaren Stoff boten. So unwahrscheinlich auch manche Geschichten dieser Art klingen mögen, so übertrumpft doch noch in vielen Fällen die Wirklichkeit die kühnste Phantasie.

Bis jetzt ist noch kein Novellist auf den Einfall geraten, daß sein „Held" sich die Freiheit durch Zernagen eines Fenstergitters erobert. Vor rund zwanzig Jahren entkam ein Sträfling auf diese Weise aus einem Thüringer Gefängnis. Es war ein altes Gebäude, und statt der Eisengitter hatte man wettergehärtete Eichenbalken vor den Zellenfenstern in die Mauern eingelassen. Sie versprachen jedem Fluchtversuch unüberwindlichen Widerstand entgegen zu setzen. Doch der Gefangene zernagte sie in zäher dreimonatiger Arbeit, ohne beobachtet zu werden. Er erfreute sich freilich nicht lange der Freiheit. Drei Wochen später wurde er wieder eingefangen. Statt der Zähne hatte er nur noch Stummel im Munde.

Ebenso zahlreich wie die Bemühungen, die Freiheit durch Graben eines unterirdischen Ganges wiederzugewinnen, sind die Versuche, sich durch Eingeweihte oder Ahnungslose in Kisten, Säcken oder gar Särgen aus dem Gefängnis schaffen zu lassen. Diesen Weg schlug Bill Carlisle ein, der in den Vereinigten Staaten wegen verschiedener Zugüberfälle zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt worden war. Schon in den ersten Tagen erkannte er, wo die Möglichkeit zur Flucht lag. Freilich dauerte es länger als ein Jahr, bis er den ersten Schritt auf diesem Wege tun konnte. Dank guter Führung — die nur mit zu seinem Plan gehörte — wurde er in der Schneiderwerkstatt des Gefängnisses beschäftigt. Mit der Zeit wußte er auch hier das Vertrauen des Aufsehers zu gewinnen, so daß man ihm die Aufgabe übertrug, nach der Arbeit in der Werkstatt aufzuräumen. Diesen Posten benutzte er nach einigen Wochen dazu, um sich unbeobachtet in einer Kiste voll frisch genähter Hemden zu verstecken. Am nächsten Morgen fiel es niemand ein, deren Inhalt noch einmal nachzuprüfen. Die Hemden, die ein wenig widerspenstig schienen, wurden mit sanfter Gewalt zusammen gedrückt und dann nagelten Carlisles Mitgefangene den Deckel darüber. Fünf Tage lang lag der Flüchtling in der Kiste, ohne ein Glied rühren zu können. Eine Spalte im Holz, gegen die er den Mund preßte, verschaffte ihm eben Luft genug. Ein Mann, der weniger robust und willensstark war, hätte die Qual nicht überstanden. Endlich schien die Kiste am Bestimmungsort angelangt zu sein. Sie wurde krachend vom Wagen geworfen, und bald darauf begann jemand, sie mit der Zange zu bearbeiten. Carlisle rührte sich noch nicht. Erst als der Deckel zu Boden fiel, warf er die Hemden, die über ihm lagen, zur Seite, sprang dem überraschten Empfänger der Sendung, einem Kaufmann, an die Kehle und zog den völlig Verdutzten hinter sich her in den Laden. Dort band er den Mann, dem der Schreck noch immer in den Gliedern saß, an einen Pfeiler, wählte einen neuen Anzug aus und suchte mit der Ladenkasse das Weite.

Auf ähnliche Weise wollte ein anderer Amerikaner seine Freiheit wiedergewinnen, nachdem der erste Versuch, bei dichtem Nebel über die Mauer zu klettern, mißlungen war. Er ließ sich von Kameraden in einer Mülltonne verstecken, wurde aber wieder festgenommen, als der Inhalt des Gefäßes außerhalb des Gefängnisses ausgeschüttet werden sollte. Nun gelang es ihm, in der Bäckerei beschäftigt zu werden. Er wollte sich nach Arbeitsschluß im Backofen verstecken und im unbeaufsichtigten Gebäude zurückbleiben. Leider wurde der Ofen zufällig bald danach wieder geheizt, und der Ärmste war schon halb gar gebacken, bevor man ihn hörte und herausholte. Nun bemühte sich der Gefangene um Beschäftigung in der Schuhmacherei. Kaum war er dieser zugewiesen worden, da versteckte er sich in einer Kiste mit versandbereiten Stiefeln, doch nur, um infolge des nicht gleichmäßig verteilten Gewichtes entdeckt zu werden. Beim fünften Fluchtversuch gelang es dem Sträfling, die Aufmerksamkeit des Aufsehers während des Rundlaufes auf dem Hofe abzulenken und die Mauerkrone zu erreichen. Endlich frei! Er sprang auf der anderen Seite herunter und landete — in den Armen des Gefängnisdirektors, der gerade einen kleinen Spaziergang machen wollte und leider stärker war als sein undankbarer Pflegebefohlener. Nun gab der Ärmste alle Hoffnung auf, um jedoch kurz darauf gelegentlich einer Arbeit außerhalb der Gefängnismauern von den Aufsehern vergessen zu werden und in aller Gemütlichkeit das Weite zu suchen.

Dem Beispiel des Grafen von Monte Christo folgten neun Gefangene, denen es in der Strafanstalt zu Boston nicht mehr gefiel. Sie bohrten in zwanzigwöchiger Arbeit von einer Zelle aus einen Schacht, der auf einen Abwässerkanal stoßen sollte. Sie verrechneten sich und mußten weitere fünf Wochen seitwärts graben, um den Kanal zu erreichen. Das Rohr war gerade weit genug, um einen schlanken Mann in ausgestreckter Lage hindurchschlüpfen zu lassen. An einer Biegung blieb der erste, der sich in den fast völlig mit Abwässern gefüllten Kanal gleiten ließ, stecken. Zehn Minuten lang kämpfte er dort verzweifelt um sein Leben, bis er sich wieder frei machen konnte. Eine weitere halbe Stunde später erreichte er den Fluß und die Freiheit. Sieben Mann konnten ihm folgen. Der neunte, der stärkste von allen, blieb an der Biegung im Kanalrohr stecken und starb einen grauenhaften Tod.

Geradezu bewundernswert war die Ausdauer, mit der Tommy Dowd seine Flucht aus dem Zuchthaus in Jollet vorbereitete. Gelegentlich von Reinigungsarbeiten, die unter Aufsicht in der Irrenabteilung der Strafanstalt vorgenommen wurden, entdeckte Dowd, daß hier an einem Fenster die Eisengitter nicht mehr ganz fest saßen. Nun wollte er es um jeden Preis erreichen, daß er für irrsinnig erklärt wurde. Der Arzt gelangte jedoch bald zu der Überzeugung, es mit einem Simulanten zu tun zu haben. „Den wollen wir bald vernünftig machen", fluchte der Direktor. Er ließ Dowd mit Handfesseln, die an den Innenflächen kleine spitze Zähne aufwiesen, an seiner Zellentür aufhängen. Der Gefangene verlor die Besinnung, gab aber nicht nach. Nun wurde er gepeitscht und dann mit Stöcken geschlagen, die in kochendes Öl getaucht worden waren. Dowd blieb „irrsinnig". Als auch alle anderen unmenschlichen Mittel den Gefangenen nicht zur „Vernunft" brachten, versuchte der Direktor es mit einer List. „Hier ist ein Schwert für dich", steckte er eines Tages unvermittelt eine glühend gemachte Säbelklinge zwischen die Stäbe der Gittertür in Dowds Zelle hinein. Der Gefangene überlegte blitzschnell. Packte er nicht zu, dann konnte der Direktor ihn weiter als Simulanten behandeln. Griff er nach der Klinge . . . nur ein Irrsinniger konnte so handeln. So stürzte sich Dowd wie ein Wahnsinniger auf den Säbel, packte die glühende Klinge mit beiden Händen und heulte vor Schmerz und Wut, daß der Direktor entsetzt davonlief, um nicht auch noch den Geruch des verbrannten Fleisches ertragen zu müssen. Nun gab es im Gefängnis niemand mehr, der nicht an Dowds Wahnsinn geglaubt hätte, und der Gefangene wurde der Irrenabteilung überwiesen. Ein paar Tage später brach er mit seinen wunden Händen die Eisenstäbe vollends aus der Mauer und entkam.

Zerline und der Zauberer.

Skizze von Walter Anatole Persich.

Zerline Maudsen, eine Baltin von eigenartig blondem Typ — alteingesessene Familie, östlicher Adel, das Gut geriet unter den Hammer, der Vater erschoß sich, die Mutter ging nach Berlin als Näherin — begeisterte sich am Theater, bis eine Operettenaufführung sie soweit mitriß, daß sie einem Ballettmeister vorzutanzen wagte, siebzehnjährig damals. Während sie am Tage brav den Verkaufsstand eines Warenhauses zierte, nutzte sie jede Stunde aus, sobald die Mutter einmal nicht im Hause war, um tanzen zu lernen. Probeauftritt in einer Operette, Erfolg, Gagenangebot von dreifacher Höhe ihres bisherigen Gehalts — so willigte die Mutter ein. Ein Agent redete ihr zu: das Kabarett zahle mehr und gebe obendrein Gelegenheit, Menschen und Sitten kennen zu lernen. Er verschwieg Mehrausgaben durch Wohnen in Artistenquartieren, ständige Sorgen um Verträge. Sie schloß also ab, ging nach Hamburg, nach Wien, nach Toulouse, und hier saß ein Agent, der ihr „Ambassadeur", Kairo, vermittelte. Mit einer für ihre Begriffe phantastischen Gage. In diesem Treffpunkt der mondänen Welt Ägyptens überschüttete man sie mit Blumen. Zerline nahm dennoch keine Einladungen an, und man ließ zu ihrer eigenen Verwunderung ihr Privatleben unangetastet.

Nur stimmte die Rechnung nicht. Der Coiffeur verschlang ein Drittel der Gage, ein Zimmer im vierten Stock des Hotels kostete ebensoviel. Notwendigkeiten, Wäsche, Schuhe, Toilettenartikel bereiteten ihr bereits Kopfzerbrechen.

Der Direktor zuckte die Achseln: „Mademoiselle, Sie müssen den Vertrag erfüllen. Es gibt genug Beamte und reiche Kaufleute in Kairo, die geringe Freundlichkeit hoch bezahlen." Sie schlug zu. „Au!" — er rieb sich seine Backe: „Ich wollte Mademoiselle nur einen Rat geben . . ."

Zwei Tage später — sie grübelte gerade in ihrer Garderobe darüber nach, ob sie ihrer Mutter um Aushilfe telegraphieren dürfe — pochte es. Ein Ägypter trat ein. Er zeigte auf der Bühne phantastische Kunststücke. Er verbeugte sich und wartete. Auf ihre Anrede erklärte er, der Inhaber sende ihn, sie wolle doch Geld verdienen. Gut, ihm, dem „Zauberer" fehle eine Partnerin. Mit seinen erstaunlichen Tricks verdiene er, fände diese sich, doppelte Gage, und er werde den Überschuß ehrlich teilen. Das war eine Möglichkeit . . .

Die erste Vorstellung. Ein Kasten stand bereit, Zerline verschwand in der Kiste, und der Mann bohrte Schwerter hindurch. Das Publikum lächelte: „Alter Trick". Minutenlang starrte der Ägypter auf den Kasten, die Leute wagten kaum zu atmen.

Der Illusionist wandte sich plötzlich um: „Meine Damen und Herren! Die Dame wurde zwischen den Schwertern hypnotisiert und wird sich im Kasten gänzlich entkleiden. Sodann öffne ich nach Entfernung der Schwerter den Deckel, und Sie sehen die erste weiße Traumtänzerin. Nicht einmal ein Mediziner vermag die Trance aufzuheben . . ."

Wirklich — Zerline erhob sich, Füße tasteten über den Rand der Kiste, bewegten sich ungeschickt vorwärts. Die Musik untermalte das Geheimnisvolle der Vorgänge. Und nun folgte ein Tanz, der den gierenden Menschen ins Blut ging. Der „Zauberer" stand seitlich auf der Bühne und richtete den Blick seiner Augen in die Pupillen der Kabarettistin. Ihr Tanz erstarb nach seinem Willen, sie bewegte sich auf die Kiste zu und verschwand. Abermals wurden die Degen hindurch gejagt. Dann zog der Ägypter die Säbel zurück, Zerline trat wach auf die Bühne und verbeugte sich — bekleidet.

„Ambassadeur" machte riesige Kassen. Zerline glaubte, bei einem Täuschungstrick zu helfen, bis ein Zufall ihr die Hypnose des Ägypters zum Bewußtsein brachte. Nach einer Vorstellung ließ sich ein Agent melden. Sie saßen zu Dritt in einer Seitenloge, und Zerline hüllte sich fest in ihr Cape. Da lag ein Vertrag für zehn Gastspiele in England, Frankreich und Deutschland vor ihr. Schon wollte sie den Füllfederhalter des Managers nehmen — ein paar Worte sprangen ihr ins Auge, sie las: „. . . Partnerin verpflichtet sich, bei Ausführung des Säbeltricks in Hypnose, als sogenannte „Traumtänzerin", den Kasten unbekleidet zu verlassen —"

„Wollen Sie eine Änderung einführen?" erkundigte sie sich bei dem Ägypter. „Damit bin ich nicht einverstanden." — „Sie können ruhig unterschreiben, Sie wissen davon nichts. Die Hypnose ist echt und — es handelt sich um keine Änderung . . ."

Das Sektglas zerknallte an seinem Gesicht, Blut — sie wurde ohnmächtig. Man fuhr sie ins Hotel. Der Ägypter blieb bei ihr, und er nahm aus einem kleinen Beutel getrocknete Blätter. Sein Gesicht war in Binden gehüllt. Besonders ein Auge schmerzte. Er entfernte selbst den Splitter. Zerline erwachte — da stand sein Kopf, hundertfach vergrößert, über ihren Augen. Sie wollte schreien. Es gelang ihr nicht. Detonation, so schlugen die Worte zusammen: „Sie sind krank. Rauchen Sie. Sie werden gesund." Sie sog Dampf ein, das Gesicht vor ihr wurde zur Wohnung ihrer Mutter, sie sah einen Schüler mit einer blauen Mütze, den sie als Zwölfjährige liebte . . . Haschisch . . .

Zwei Tage kümmerte der Ägypter sich nicht um sie. Am dritten Tage hatte sie von einem Boy sein Quartier auskundschaften lassen und ging zu ihm. Er lag in einem leeren, grauen Raum auf einer Ottomane, vor sich zwei Pfeifen. Keine Frage wurde gestellt, seine Hände reichten eine Pfeife und Feuer. Zerline rauchte zum zweiten Male Haschisch. Zur Vorstellung erschienen sie beide, und die Hypnose begann. Als der Vorhang sich zusammenschob, führte Fuad, so hieß der Ägypter, sie in die Garderobe und bereitete ihr die Pfeife. —

Diese Geschichte erzählten die Artisten in fünf Ländern. Dann tauchten Zerline und der Zauberer in Europa auf, belauert von der Polizei. Doch niemand fand bei ihnen das Gift. Die „Traumtänzerin" eroberte die Welt — und Zerline haßte die Pfeife, haßte den Mann und die Narben, die das zersprungene Sektglas zurückgelassen hatte . . .

Einmal, als er sie, wach, berühren wollte, erlitt sie einen Herzschlag; zehn Stunden später verschied sie.

Seitdem ist auch der „Zauberer" verschollen, und beide hat man vergessen.



Bunte Chronik



* **Wasserdichter Beton durch Kalkzusatz.** Beton, der nicht wasserdicht ist, besitzt den Nachteil, daß bei Frost das eingedrungene Wasser gefriert und das Gefüge auflockert. Die Bautechnik bemüht sich deshalb, einen möglichst dichten Beton herzustellen. Dahin kann man einmal durch Erhöhung des Zementanteils, zum anderen durch eine geeignete Abstufung der Korngröße der Zuschlagstoffe gelangen. Beide Wege verursachen aber nicht unerhebliche Kosten. Neuerdings fand nun das Forschungsinstitut der Hüttenzementindustrie, daß eine Zugabe von fünf bis zehn Prozent gelöschten Kalks zum Zement eine hohe Wasserdichtigkeit des Betons herbeiführt.

* **Minister Thomsons Hund.** Der englische Luftfahrtminister Thomson fand, wie bekannt, den tragischen Tod bei der Katastrophe des englischen Luftschiffes „R. 101". Es wird nun in London erzählt, daß der Minister einen kleinen Foxterrier besaß und an seinem Hündchen sehr hang. Auch der Hund war seinem Herrn sehr treu und nahm öfters an den Flügen des Ministers teil. Am Morgen des Tages, an welchem der tragische Flug beginnen sollte, zeigte der Foxterrier große Nervosität. Der Hund wollte nicht fressen und heulte ohne jeden sichtbaren Grund ununterbrochen. Nachdem der Minister von seinen Angehörigen Abschied genommen hatte, wandte er sich zu seinem Hund mit den Worten: „Du kommst mit, du kommst mit!" Der Hund aber begann den Minister anzubellen, was er früher nie tat. Dann versteckte sich der Foxterrier unter der Chaiselongue und erschien erst nach der Abfahrt des Ministers.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.